

Der Zins ist nicht zu fassen

Für die Altersvorsorge ist die Rendite entscheidend. Doch die meisten Anleger unterschätzen den Zinseszinsseffekt

Für Albert Einstein war der Zinseszins angeblich die größte Erfindung des menschlichen Denkens. Das war wohl nicht ganz frei von Ironie, denn das Physikgenie traute seiner Intuition eigentlich mehr als abstrakter Mathematik. Mit dem Zinseszins ist es aber eine ernste Sache, und intuitiv ist er nicht im Geringsten. Er kann einen Schuldner in den Abgrund reißen und einen Sparer wohlhabend machen. Obwohl eigentlich jedem bekannt, wird seine Wirkung immer wieder unterschätzt. Trotz seiner Allgegenwart entzieht er sich aus irgendeinem Grunde der menschlichen Vorstellungskraft.

Nun ist der Zinseszins für Großes ausersehen, denn er soll den Zusammenbruch unserer Altersversorgung zu verhindern helfen. Die staatliche, per Umlage finanzierte Rente wird in Zukunft immer weniger den Lebensstandard sichern. Es droht eine Rentenlücke, und der ist nur dadurch abzuwenden, dass man etwas zur Seite legt. Doch das Sparen allein würde wenig helfen. Die Zinserträge ihrer Ersparnisse werden für die meisten Menschen im Alter höher sein als die Ersparnisse selbst.

Mit der wichtigsten Frage der Altersversorgung ist jeder zunehmend auf sich gestellt: Wie hoch ist meine persönliche Rentenlücke? Wie viel muss ich sparen und zu welchem Zinssatz, um das durch Rentenreformen gerissene Loch zu stopfen?

Da gibt es viele Fragezeichen. Erstens ist unklar, was mit Rentenlücke gemeint ist. Die staatliche Rente wird nach aktueller Gesetzeslage von derzeit rund 70 Prozent des letzten Nettolohns bis Mitte des Jahrhunderts auf 55 bis 60 Prozent sinken. Aber wie hoch ist der im Alter gewünschte Konsum?

(...)

In Deutschland sparen selbst die Rentner noch

Der Einfachheit halber unterstellen viele Forscher wie die des Mannheimer Demografie-Forschungsinstitut MEA, dass die Rentenlücke schlicht der Unterschied

zwischen dem sinkenden Rentenniveau und dem heutigen Niveau von 70 Prozent des Lohns ist. Aber ist das gerechtfertigt? Selbst die Rentnerjahrgänge haben in Deutschland noch eine positive Sparquote. Zudem lag die Standardrente schon einmal, nämlich Anfang der sechziger Jahre, unter 60 Prozent des Nettolohns.

Selbst einmal unterstellt, die Höhe der Rentenlücke sei bekannt, dann wird es nicht einfacher. Denn jetzt kommt der Zinseszinsseffekt ins Spiel. Es gilt: Je früher man mit dem Sparen anfängt, umso stärker wirkt er. Vor allem aber hängt die private Altersversorgung von der Höhe des Zinses, genauer, der Anlagerendite ab.

Lebensversicherer, Fondsmanager und Banken, sie alle werben mit der Rendite. Sie ist die entscheidende Zahl für die Altersvorsorge. Das erste Problem dabei ist, dass gar nicht eindeutig ist, was mit Rendite gemeint ist.

Vor allem bei Vorsorgeprodukten, die während der Laufzeit ausschütten, gibt es Probleme. Bei der gängigsten Methode, die Rendite von Vorsorgeprodukten zu berechnen, wird stillschweigend unterstellt, dass alle ausgeschütteten Beträge zu ebendieser Rendite wieder angelegt werden. Das aber ist unrealistisch und in der Auszahlungsphase einer Rentenversicherung auch gar nicht Sinn der Sache, weil die Rente ja zum Ausgeben gedacht ist. »Mit der üblicherweise angewandten Berechnungsmethode des so genannten internen Zinsfußes wird eine unrealistisch hohe Rendite vorgegaukelt«, kritisiert Klaus Jaeger, Professor für Volkswirtschaft an der FU Berlin. Die meisten Renditeangaben für Kapitalanlagen wie Aktien, festverzinsliche Anlagen, Sparpläne, Fonds und Rentenversicherungen seien jedoch nur unter dieser Annahme gültig. »Ohne sie brechen die Renditeberechnungen zusammen«, so Jaeger. Je nach Vorsorgeprodukt kann die tatsächliche Rendite nach seinen Berechnungen um bis zu drei Prozentpunkte niedriger ausfallen.

Das ist fatal, denn ein Prozentpunkt weniger Rendite bedeutet im Alter rund 20 Prozent weniger Rente – als Folge des Zinseszinses. Jaegers Konsequenz: »Renditeangaben ohne einen Hinweis auf die Annahmen über die Wiederanlage der Ausschüttungen sind für den Anleger praktisch unbrauchbar.«

Ein Prozentpunkt weniger Rendite bedeutet 20 Prozent weniger Rente

(...)

Zwei, drei Prozentpunkte Unterschied bei der Rendite können darüber entscheiden, welchen Lebensstandard man im Alter haben wird. Da spielt auch der eine Prozentpunkt Unterschied eine Rolle, der bei Fondsgebühren schnell zusammenkommt. Bei einem aktiv gemanagten Aktienfonds mit Renditen von erfahrungsgemäß 6 bis 9 Prozent pro Jahr gehen gern einmal Gebühren von 1,5 Prozent ab. Ein schlichter Indexfonds, der nur den Dax nachbildet und den Vergleich mit vielen aktiv gemanagten Fonds nicht scheuen muss, kommt da schon mal mit 0,3 Prozent aus.

Der zweite große Unsicherheitsfaktor ist der Kaufkraftverlust. Eine Inflation von zwei Prozent pro Jahr halbiert die Kaufkraft eines Vermögens in 35 Jahren.

(...)Vier von zehn Deutschen sparen nicht, hat eine Dresdner-Bank-Studie ergeben. Rüdiger von Nitzsch, Professor an der RWTH Aachen, erforscht, warum die Menschen die Zukunft auf die leichte Schulter nehmen. (...) Man verdränge die Zukunft, sie scheine in weiter Ferne zu sein, abstrakt und kaum vorstellbar. Der Ökonom favorisiert darum Rentenmodelle, die dem Menschen auf die Sprünge helfen: automatische Versicherungen, die man explizit ablehnen muss, wenn man sie nicht will. (...)

Wer bei der Anlageentscheidung allzu sehr auf Nummer sicher geht, den kann das die Rendite kosten, die er im Alter vielleicht dringend braucht. Zudem gibt es viele Möglichkeiten, an die Zukunft zu denken. Man kann sich darauf einstellen, mit über 65 noch zu arbeiten, wie es in Island schon heute die Regel ist. Vor allem aber ist eine gute Ausbildung in aller Regel immer noch die beste Altersversorgung, denn sie bringt eine höhere Rendite als jede Finanzanlage.

Kleine Änderungen können große Wirkungen haben, und vernünftig ist, einzusehen, wie offen die Zukunft ist. Die größte Zeit in der Geschichte lebten die meisten Menschen mit dem Urvertrauen darauf, dass ihr Leben in der Hand des Schicksals ist und sich schon ein Türchen öffnen wird. Das ist nicht das Dümme.

Der vollständige Artikel von Hubert Beyerle erschien am 27. Oktober 2005 in der ZEIT.